

Damien Echols

MEIN LEBEN  
NACH DER  
TODESZELLE



GOLDMANN

Lesen erleben




Damien Echols

MEIN LEBEN  
NACH DER  
TODESZELLE

Deutsch von  
Rainer Schmidt

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel  
»Life After Death« bei Blue Rider Press,  
a member of Penguin Group (USA) Inc., New York.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium*  
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2012 by Damien Echols Publishing  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe Mai 2013  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur, München,  
nach Shepard Fairey; Peter Ash Lee,  
Casey Ryder of Shepard Fairey's Studio Number One  
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-31340-2  
[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Schweigend sitze ich daneben  
und beobachte  
Männer in ihren Zellen auf und ab gehen  
Wie Leoparden

Kauen an den Nägeln  
Mit gefurchter Stirn  
Die Szene spricht für sich

*Damien Echols, Varner Unit,  
Super-Maximum-Hochsicherheitstrakt,  
Grady, Arkansas*



*Für Lorri*





## ANMERKUNG DES AUTORS

Was Sie hier lesen werden, geht auf vieles zurück, das ich in den letzten zwanzig Jahren geschrieben habe, unter anderem auf Teile einer kurzen Lebenserinnerung, die 2005 im Selbstverlag erschienen ist. Ich wurde 1994 in den Todestrakt eingewiesen und fing beinahe sofort an, ein Tagebuch zu führen. Das meiste habe ich nicht datiert; es war einfach zu schmerzhaft, dabei zuzusehen, wie Tage, Monate, Jahre vorüberzogen, das wahre Leben da draußen unerreichbar für mich. Viele dieser Tagebücher sind nicht mehr da, sie wurden gestohlen oder vernichtet, wenn Wärter die Zellen durchsuchten – allem Persönlichen und Kreativen gilt das Hauptinteresse bei einer Razzia. Von dem, was übrig geblieben ist, habe ich so viel wie möglich verwendet, und ich hoffe, Inhalt oder Kontext dieser Einträge kann bei der zeitlichen Einordnung hilfreich sein. Andere Dinge brauchen keinen Zeitstempel. Die Zustände im Gefängnisssystem, die ich beschrieben habe – die Traurigkeit, das Grauen, die blanke Absurdität der Umstände, denen viele Menschen unterworfen waren, die ich gesehen habe –, werden sich nicht geändert haben, wenn Sie dieses Buch in die Hand nehmen.



## VORWORT

»Heiliger Raymond Nonnatus, niemals hat man gehört, dass jemand, der dich um deine Hilfe gebeten oder um dein Eingreifen ersucht hat, allein geblieben wäre. Zu dir komme ich, vor dir stehe ich. Verschmähe du nicht mein Bitten, sondern höre mich in deiner Barmherzigkeit und steh mir bei.«

Der Heilige Raymond Nonnatus ist einer meiner Schutzpatrone. Ich möchte wetten, die meisten Leute ahnen nicht, dass er der Schutzheilige der unschuldig Angeklagten ist. Ich möchte gern glauben, dass ich einen besonderen Platz in seinem Herzen habe, denn viel größer als bei mir kann das Unrecht der Anschuldigungen kaum sein. Deshalb haben ich und der alte Raymond eine Abmachung getroffen. Wenn er mir aus dieser Lage heraushilft, werde ich zu allen großen Kathedralen der Welt reisen und allen seinen Statuen, die ich finden kann, Blumen und Schokolade zu Füßen legen. Sie haben nicht gewusst, dass Heilige Schokolade mögen? Tja, dann haben Sie jetzt schon etwas gelernt, und wir haben gerade erst angefangen!

Ich habe insgesamt drei Schutzheilige. Sie mögen sich fragen, wer die beiden anderen sind und wie ein vulgärer Sünder wie ich nicht mit einem, sondern gleich mit drei Heiligen gesegnet sein kann, die über ihn wachen. Mein zweiter Schutzpatron ist der heilige Dismas. Er ist der Beschützer der zum Tode Verurteilten und Gefangenen. Bisher hat er seine Arbeit getan und auf mich aufgepasst. Da habe ich keine Klagen. Welche Vereinbarung der heilige Dismas und ich haben? Nur die, dass ich jede

Woche zur Messe in die Gefängniskapelle gehe, es sei denn, ich hätte einen verdammt guten Grund, es nicht zu tun.

Mein dritter Schutzpatron ist einer, mit dem ich aus gutem Grund viele Male in meinem Leben sprechen musste: der heilige Judas, der Heilige für verzweifelte und hoffnungslose Fälle. Ich würde sagen, für etwas, das ich nicht getan habe, in der Todeszelle zu sitzen ist ein ziemlich verzweifelter und hoffnungsloser Fall. Was der heilige Judas bekommt? Es macht ihm einfach Spaß, dabei zuzusehen, in welche lächerliche Notlage ich als Nächster gerate.

Sobald ich anfangen zu glauben, dass das, was ich schreibe, aus objektiver Sicht keinen Wert hat, werde ich den Stift aus der Hand legen. Mich plagt oft der Gedanke, dass die Menschen mich entweder als jemanden sehen, der in der Todeszelle sitzt, oder als einen, der dort mal gegessen hat. Ich bin unzufrieden, wenn ich mir vorstelle, dass ein morbides Gefühl der Neugier jemanden dazu bringt, das zu lesen, was ich niederschreibe. Die Leute sollen lesen, was ich aufschreibe, weil es ihnen etwas bedeutet – weil es sie zum Lachen bringt oder weil es sie an Dinge erinnert, die sie vergessen haben und die ihnen einmal wichtig waren, oder weil es sie einfach auf irgendeine Weise berührt. Ich will keine Absonderlichkeit sein, kein Freak, keine Kuriosität. Kein Autounfall, bei dem man bremst und gafft.

Wenn jemand anfängt zu lesen, weil er das Leben aus einer anderen Perspektive als seiner eigenen sehen will, bin ich zufrieden. Wenn jemand liest, weil er wissen will, wie das Leben von da aussieht, wo ich stehe, bin ich glücklich. Die Vampire sind es, bei denen mir flau und unbehaglich wird – die, denen nichts an mir liegt, sondern die sich nur für so etwas wie Menschen in der Todeszelle interessieren. Diese Leute erscheinen mir wie kreisende Aasgeier, und sie haben etwas Ungesundes. Sie suhlen

sich in Depressionen, und ihr Leben folgt einem Abwärtstrend. Im Geiste sind sie fast so tot wie die Maden, die an einem Sommertag in einem überfahrenen Igel wimmeln. Mit dieser Art von Energie will ich nichts zu tun haben. Ich möchte etwas von bleibender Schönheit erschaffen, kein groteskes Ausstellungsstück in einem Monstrositätenkabinett.

Diese Geschichten aufzuschreiben ist auch eine Läuterung für mich. Ein reinigender Akt. Wie kann man den Dingen ausgesetzt sein, denen ich ausgesetzt war, ohne von ihnen verfolgt zu werden? Man kann einen Mann nicht nach Vietnam schicken und sich dann wundern, wenn er Flashbacks hat, oder? Dies ist die einzige Möglichkeit für mich, meine Psyche von dem Trauma zu befreien. Therapiesitzungen für hundert Dollar die Stunde stehen mir nicht zur Verfügung. Ich brauche aber auch keinen Freud mit seiner Ödipus-Theorie. Geben Sie mir einfach Stift und Papier.

Ich bin hier Zeuge von Dingen geworden, die mich zum Lachen gebracht haben, und über andere habe ich geweint. Die Umgebung, in der ich lebe, ist so verzerrt, dass Ereignisse, die in der Außenwelt Stoff für Legenden bieten würden, hier am nächsten Tag schon vergessen sind. Dinge, die in der Außenwelt Schlagzeilen machen würden, finden hinter diesen dreieckigen Mauern höchstens flüchtige Beachtung. Als ich 1994 in den Hochsicherheitstrakt in Tucker, Arkansas, eingeliefert wurde, haute es mich um. Nach mehr als zehn Jahren hinter Gittern bin ich »gefängnis-alt«, und was ich hier sehe, beeindruckt mich nicht mehr so sehr. Wenn man ein Wort mit dem Zusatz »gefängnis-« versieht, definiert man es neu. »Gefängnis-alt« kann man schon mit dreißig sein. »Gefängnis-reich« ist ein Mann, der hundert Dollar oder mehr besitzt. In der Außenwelt gilt ein dreißigjähriger Mann mit hundert Dollar in der Tasche weder als alt noch als reich. Hier drin sieht die Sache völlig anders aus.

Am Abend meiner Ankunft im Todestrakt kam ich in eine Zelle zwischen die zwei hasserfülltesten alten Scheißkerle auf der ganzen Welt. Der eine hieß Jonas, der andere Albert. Beide waren Ende fünfzig, und körperlich hatten sie schon bessere Tage gesehen. Jonas hatte nur ein Bein, Albert nur ein Auge. Beide waren krankhaft fett, und ihre Stimmen hörten sich an, als hätten sie aus dem Aschenbecher gegessen. Diese beiden Männer hassten einander mehr, als man in Worte fassen kann, und sie wünschten sich gegenseitig den Tod.

Ich war noch nicht lange da, als der Typ, der den Boden wischte, kurz stehen blieb und mir einen Zettel reichte. Dabei sah er mich merkwürdig an, als wollte er etwas sagen und hätte es sich dann anders überlegt. Ich verstand sein Benehmen sofort, als ich den Zettel auseinanderfaltete und anfang zu lesen. Er war mit »Lisa« unterschrieben und enthielt eine detaillierte Beschreibung der verschiedenen Arten, auf die »sie« mir eine wunderbare Freundin sein würde, wozu auch »ihr« sexuelles Repertoire gehörte. Ich war verblüfft, denn ich saß in einem Männergefängnis und hatte hier noch niemanden gesehen, der aussah, als höre er auf den Namen Lisa. Am unteren Rand des Blattes stand noch eine kurze Zeile. »PS: Bitte schick mir eine Zigarette.« Ich warf den Zettel vor Alberts Zelle und sagte: »Lies das und sag mir, ob du weißt, wer das ist.« Nach einigen Augenblicken hörte ich eine Explosion von böartigen Flüchen und Schimpfwörtern, und dann erklärte Albert: »Das ist von dieser alten Nutte Jonas. Der Penner tut alles für eine Zigarette.« Lisa war also ein fettleibiger sechsundfünfzigjähriger Mann mit nur einem Bein. Ich schüttelte mich vor Ekel.

Wie sich herausstellte, würde Jonas für eine Zigarette wirklich alles tun. Er war absolut pleite und hatte keine Freunde oder Verwandten, die ihm Geld schickten, und deshalb blieb

ihm nichts anderes übrig, als Kunststücke zu machen, um seine Gewohnheiten zu befriedigen. Er war schwer gestört, und ich glaube, ihm gefiel auch der Masochismus, der dabei im Spiel war. Zum Beispiel trank er einmal eine Halbliterflasche Urin für eine einzige handgedrehte Zigarette. Ich könnte kaum sagen, wer da mehr zu leiden hatte – Jonas oder die Leute, die ihm beim Röcheln und Würgen zuhören mussten. Bei anderer Gelegenheit stand er unter der Dusche und schob sich ein Stuhlbein in den After, während der ganze Trakt zuschaute. Der Lohn dafür war eine Zigarette. Und es waren nicht mal Markenzigaretten, sondern handgedrehte aus No-Name-Tabak, die einen Penny das Stück kosteten.

Wie gesagt, Jonas war kein besonders gefestigter Charakter. Ich rede von einem Mann, der sich die Zähne in fluoreszierendem Pink und Lila lackierte und der Buntstiftminen zermahlte, um sich daraus Lidschatten zu machen. Der eine Fuß, den er noch hatte, war verschlissen und abstoßend, und die Zehennägel sahen aus wie Cornflakes. Eine seiner Lieblingsbeschäftigungen bestand darin, mit einer Chilisauceflasche Oralsex zu imitieren. Einmal verkaufte er sein Bein (die Prothese) an einen anderen Insassen und erzählte dann den Wärtern, der Mann habe es ihm gewaltsam weggenommen. Der andere Häftling rächte sich, indem er Jonas Rattengift in den Kaffee schüttete. Dass etwas nicht stimmte, merkten die Wärter, als Jonas Blut erbrach. Er war der meistverabscheute Mann im Todestrakt, gemieden von allen anderen Häftlingen. Ein wahrer Fürst des Strafvollzugs. Man trifft hier nicht viele Gentlemen, aber Jonas fiel selbst in dieser Umgebung auf.

Glauben Sie jetzt bloß nicht, dass Albert im Vergleich dazu ein Schmuckstück war. Er log und betrog ununterbrochen. Einmal schrieb er einen Brief an einen Talkshow-Moderator und

versprach, die Verstecke weiterer Leichen zu enthüllen, gegen tausend Dollar Honorar. Da er in Arkansas und Mississippi zum Tode verurteilt worden war, hatte er nichts mehr zu verlieren. Als er schließlich hingerichtet wurde, hinterließ er mir sein Gebiss zur Erinnerung. Jemand anders erbte sein Glasauge.

Der ganze Irrsinn, der im Inneren des Gefängnisses stattfindet, ist nichts im Vergleich zu dem, was man im Hof sieht und hört. 2003 wurden die zum Tode verurteilten Häftlinge in Arkansas in einen neuen »Super-Maximum-Hochsicherheitstrakt« in Grady, Arkansas, verlegt. Hier gibt es eigentlich keinen Hof. Man wird – natürlich mit Hand- und Fußschellen – aus der Zelle geholt und durch einen schmalen Korridor nach »draußen« geführt, wo man, ohne tatsächlich einen einzigen Schritt vor die Gefängnismauern zu tun, in eine winzige, verdreckte Betonkammer gesperrt ist, die Ähnlichkeit mit einem winzigen Getreidesilo hat. Einen halben Meter unter dem oberen Rand der einen Mauer befindet sich ein Maschendrahtfenster, das Tageslicht einfallen lässt, sodass man weiß, das »Draußen« ist dahinter, aber man sieht es nicht. Man hat hier keinen Umgang mit anderen Gefangenen, und man wagt nicht, allzu tief einzuatmen, weil man sich sonst irgendeine Krankheit holen könnte. Ich war mal morgens draußen, und da lagen allein in meinem Pferch drei tote, verwesende Tauben und mehr Fäkalien, als ich je gesehen hatte. Der Geruch erinnert mich an das Löwenhaus im Zoo von Memphis, wo ich als Kind mal gewesen war. Wenn man zum ersten Mal da reinkommt, muss man mit einem Würgerereflex kämpfen. Es ist richtige Drecksarbeit, sich ein bisschen Bewegung zu verschaffen.

Bevor wir hierherkamen, hatten wir einen richtigen Hof. Da war man tatsächlich draußen, in der Sonne und in der frischen Luft. Man konnte herumgehen und mit anderen reden, und es



gab zwei Basketballkörbe. Die Männer saßen herum und spielten Dame, Schach, Domino, oder sie machten Liegestütze. Ein paar hockten auch in den Ecken herum und rauchten Joints, die sie von den Wärtern gekauft hatten.

Ich war noch keine zwei Wochen mit von der Partie gewesen, als ich im Hof eines Tages auf einen anderen Gefangenen aufmerksam wurde, den alle »Cathead« – Katzenkopf – nannten. Der unappetitliche Typ hatte diesen Namen bekommen, weil er haargenau so aussah. Wenn man einen alten, streunenden Kater einfängt und ihm den Schädel kahl rasiert, hat man exakt diesen Kerl vor sich. Cathead saß auf dem Boden, ließ sich von der Sonne bescheinen und kaute auf einem Grashalm, der ihm aus dem Mundwinkel hing. Er starrte ins Leere, als sei er tief in Gedanken versunken. Ich hatte meine Runden um den Hof gelaufen und mir die Landschaft angeschaut. Als ich zum hundertsten Mal an Cathead vorbeikam, blickte er zu mir auf (genau genommen war es eher, als sehe er irgendetwas ganz anderes, aber sein Kopf drehte sich in meine Richtung), und er fragte: »Weißt du, wie du fünf Mann daran hinderst, dich zu vergewaltigen?« Darauf war ich nicht vorbereitet, denn mit dieser Frage hatte ich mich noch nie beschäftigt, und ich hatte sie auch noch nicht beantworten müssen. Ich starrte die Kreatur an und wartete auf die Pointe, denn ich hoffte, er wollte einen Witz machen. Und gleich beantwortete er seine Frage selbst: »Kneif die Arschbacken zusammen und fang an zu beißen.« Ich war entsetzt. Er meinte es todernst, und anscheinend fand er, er habe soeben eine unglaublich wohl durchdachte Perle der Weisheit von sich gegeben. Mir dagegen ging nur eins durch den Kopf: *In was für eine Hölle hat man mich hier geschickt? Sind das die Gespräche, die man hier führt?* Sofort lief ich weiter meine Runden und überließ Cathead seinen Gedanken.

Das Gefängnis ist eine Freakshow. Barnum & Bailey mit ihrem ganzen Zirkus haben keine Ahnung, was ihnen entgeht. Ich werde Ihr Showmaster sein, wenn wir gleich eine Führung durch diese kleine Ecke der Hölle veranstalten. Sie werden geblendet und verblüfft sein; bereiten Sie sich darauf vor. Wenn es stimmt, dass die Hand schneller ist als das Auge, werden Sie gar nicht wissen, was Sie da gerammt hat. Ich wusste es auch nicht.

## EINS

Ich heiße Damien Echols, aber das war nicht immer so. Geboren wurde ich als jemand anders, sowohl was den Namen betrifft als auch mein Wesen. Am 11. Dezember 1974, als ich auf die Welt kam, nannte man mich Michael Hutchison. Mein Vater, Joe Hutchison, wollte es so. Meine Mutter Pam hatte einen anderen Namen im Kopf gehabt, aber mein Vater wollte nichts davon wissen. Sie stritten sich deswegen noch jahrelang.

Das Krankenhaus, in dem ich geboren wurde, steht noch immer in der heruntergekommenen Kleinstadt West Memphis, Arkansas. Im selben Krankenhaus ist meine Großmutter mterlicherseits, Francis Gosa, zwanzig Jahre später gestorben. Als Kind war ich eifersüchtig auf meine Schwester Michelle, die das Glück hatte, zwei Jahre nach mir auf der anderen Seite der Brücke in Memphis, Tennessee, zur Welt zu kommen. In meiner Jugend habe ich Memphis als meine Heimat empfunden. Wenn wir über die Brücke nach Tennessee fuhren, hatte ich immer das Gefühl, da zu sein, wo ich hingehörte, und ich hätte es nur recht und billig gefunden, wenn ich derjenige gewesen wäre, der dort zur Welt kam. Meiner Schwester war das übrigens völlig egal.

Meine Mutter und meine Großmutter waren fasziniert von der Tatsache, dass ich nach der Entbindung und der vom Arzt angeordneten Entlassung meiner Mutter aus dem Krankenhaus für die kurze Heimfahrt in einen Weihnachtsstrumpf gesteckt wurde. Sie haben den Strumpf noch jahrelang aufgehoben, und ich musste mir die Geschichte immer wieder anhören. Später

erfuhr ich, dass die Krankenhäuser überall im Land so mit Babys verfahren, die im Dezember zur Welt kommen, aber diese Tatsache schien meine Mutter auszublenden. Sie verschloss einfach die Augen, wie sie es von da an ihr Leben lang immer wieder tat. Siebzehn Jahre lang wurde der Strumpf aufbewahrt wie ein kostbares Familienerbstück, ehe er bei einem eher ungeplanten Umzug kurzerhand zurückgelassen wurde.

Abgesehen von dem Strumpf hatte ich nur ein Erinnerungsstück an meine Kindheit, nämlich ein Kissen. Meine Großmutter schenkte es mir, als ich aus dem Krankenhaus kam, und ich habe darauf geschlafen, bis ich siebzehn war und es bei dem gleichen unheilvollen Umzug zurückblieb. Als Kind konnte ich ohne dieses Kissen nicht schlafen. Es war wie eine Schmusedecke für mich. Am Ende war es nur noch ein zusehends verschlissener Kissenbezug mit einem Knäuel Füllung.

Ich war im Winter zur Welt gekommen und deshalb auch ein Kind des Winters. Wirklich glücklich war ich nur, wenn die Tage kurz und die Nächte lang waren und ich mit den Zähnen klapperte. Ich liebe den Winter. Jedes Jahr sehne ich mich nach ihm und freue mich auf ihn, obwohl ich immer das Gefühl habe, er stülpt mein Innerstes nach außen. Seine einsame Schönheit tut mir im Herzen weh und trägt in sich die Erinnerung an jeden vorausgegangenen Winter. Noch jetzt, nachdem ich jahrelang in eine Zelle eingesperrt gewesen bin, kann ich zum Winteranfang immer noch die Augen schließen und spüren, wie ich durch die Straßen laufe, wenn alle anderen im Bett liegen und schlafen. Ich erinnere mich, wie das Eis klang, wenn es bei jedem Windstoß in den Bäumen knackte. Die Luft konnte so kalt sein, dass sie bei jedem Atemzug im Hals brannte. Aber nie wollte ich wieder ins Haus gehen und diese Magick versäumen. Ich habe zwei Definitionen für das Wort »Magick«. Die erste ist das Wissen,

dass ich durch meinen eigenen Willen Veränderungen herbeiführen kann, sogar hinter diesen Gittern. Die zweite hat mehr mit Erlebtem zu tun: Einen Augenblick lang sehe ich mitten im Profanen die Schönheit. Für einen Sekundenbruchteil wird mir absolut und völlig klar, dass die winterliche Jahreszeit ein Bewusstsein hat, dass eine Intelligenz dahintersteht. Die Magick des Winters bringt ein ungeheures Maß an emotionalem Schmerz mit sich, und trotzdem bin ich am Ende dieser Jahreszeit so traurig, als hätte ich meinen besten Freund verloren.

Die ersten richtigen Erinnerungen an mein Leben sind die, in denen ich mit meiner Großmutter Francis zusammen bin. Ich nannte sie Nanny. Ihr Mann, Slim Gosa, war das Jahr zuvor gestorben, einen Tag nach meinem Geburtstag. Ich kann mich unendlich an ihn erinnern: Er fuhr einen Jeep, und ich weiß, dass er sehr nett zu mir war. Nanny war nicht meine leibliche Großmutter. Slim hatte eine Affäre mit einer indianischen Frau gehabt, die meine Mutter zur Welt brachte. Meine Großmutter konnte selbst keine Kinder bekommen und zog meine Mutter groß, als wäre sie ihre eigene Tochter. Meine Eltern, meine Schwester und ich hatten an verschiedenen Orten in der Delta-Region gewohnt – in der Ecke, wo Arkansas, Tennessee und Mississippi aneinandergrenzen. Als meine Schwester zur Welt kam, glaubte meine Mutter, für zwei Kinder könne sie nicht sorgen. Deshalb wohnten Nanny und ich in einem kleinen Mobilheim in Senatobia, Mississippi. Ich erinnere mich an diesen lila-weißen Trailer; er stand auf einer mit Kiefern bewachsenen Anhöhe. Wir hatten zwei große schwarze Hunde namens Smokey und Bear, die schon als Welpen zu uns gekommen waren. In einer meiner frühesten Erinnerungen höre ich, wie die beiden Hunde bellen und wie verrückt an ihren Ketten zerren, während Nanny im Garten steht und mit einer Pistole auf eine Giftschlange schießt. Sie hör-

te gar nicht auf zu schießen – nicht mal, als die Schlange unter den großen Propantank im Garten gekrochen war. Erst später wurde mir klar, dass sie uns alle mit einem Treffer in den Tank in die Luft gejagt hätte. Aber damals war ich so klein, dass ich das ganze Schauspiel nur höchst neugierig verfolgte. Es war das erste Mal, dass ich eine Schlange sah, und dazu kam der spektakuläre Auftritt meiner Großmutter, die zur Hintertür hinausstürmte und losballerte wie ein Revolvermann.

Meine Großmutter arbeitete als Kassiererin in einer Trucker-Raststätte, und deshalb ließ sie mich tagsüber in einem Kinderhort. Daran erinnere ich mich nur, weil es dort so grässlich war. Ich wurde frühmorgens noch in der Dunkelheit hingebacht in ein Zimmer, in dem andere Kinder auf Pritschen lagen und schliefen. Ich bekam auch eine Pritsche zugewiesen, und man sagte mir, ich solle schlafen, bis *Captain Kangaroo* anfang, meine liebste Fernsehserie. Das Problem war nur, dass ich unter keinen Umständen ohne mein Kissen schlafen konnte. Also fing ich an zu weinen und schrie aus voller Lunge, und die Tränen liefen mir über das Gesicht. Ich weckte alle anderen Kinder in diesem dunklen Zimmer, sie bekamen Angst, und nach kurzer Zeit weinten und schrien alle, sodass die Erzieherinnen panisch von Pritsche zu Pritsche liefen, um herauszufinden, was los war. Als alle wieder beruhigt und die Tränen getrocknet waren, wurde es Zeit für *Captain Kangaroo*, und ich war bald vertieft in die epische Saga von Mr Green Jeans und der Elch-Puppe, die in ständiger Angst davor lebten, von einem Hagel von Pingpongballen überfallen zu werden. Nach diesem Tag vergaß meine Großmutter niemals, mir mein Kissen mitzugeben.

Wenn sie mich abends zudeckte, tat sie es immer mit dem gleichen Spruch: »Schlafe gut und träume süß, lass die Wanzen nicht an deine Füß'.« Ich hatte keine Ahnung, was Wanzen wa-

ren, aber der Vers ließ wenig Zweifel daran, dass sie mir wehtun konnten. Wenn sie die Tür zumachte und mich im Dunkeln allein ließ, konnte ich nur noch an diese nächtlichen Monsterinsekten denken. Ich hatte nie eine klare Vorstellung von ihrem Aussehen, und irgendwie verstärkte diese Unbestimmtheit meine Angst nur noch. Bestenfalls malte ich mir eine Art stinkende Käfer mit verschlagenen Augen und böartigem Grinsen aus. Ganz gleich, wie müde ich war, wenn sie mich zudeckte – kaum erwähnte sie diese Käfer, war ich hellwach, als hätte sie mir Riechsalz verabreicht.

Nanny hatte noch einen Spruch, der mir die Haare zu Berge stehen ließ. Spätabends beim Fernsehen waren alle Lampen im Trailer abgeschaltet. Die einzige Beleuchtung war der flackern-  
de blaue Schein des Bildschirms. Nanny drehte sich dann zu mir um und fragte: »Wie macht die Vogelscheuche?« Mir quollen die Augen aus den Höhlen wie auf einer Halloween-Karikatur, und sie starrte mich grimmig an und sagte: »Huu! HUUU!« Ich hatte keine Ahnung, was das bedeutete oder warum eine Vogelscheuche ein Geräusch wie eine Eule machte, aber für den Rest meines Lebens fiel mir das eine nicht mehr ohne das andere ein. Später weckten diese Erinnerungen Heimatgefühle und spendeten mir Trost. Sie wurden zu Symbolen für eine Magick reinster Sorte und erinnerten mich an eine Zeit, in der ich von Sicherheit und Liebe umgeben war. Daran ist etwas, das sich nicht in Worte fassen lässt, aber noch heute geht mir beim Anblick einer Vogelscheuche das Herz auf, und dann möchte ich weinen. Die Erinnerung an die freundlichen Vogelscheuchen auf den Veranden des Südens im Oktober entführt mich an einen anderen Ort, und die Vogelscheuche ist für mich ein Symbol der Reinheit.

Ab und zu überkommt mich hier in meiner Einzelzelle das Bedürfnis, etwas anderes zu sein. Das Bedürfnis, mich zu verwandeln und die Wirklichkeit aus einer neuen Perspektive zu sehen. Wenn ich das tue, muss sich doch alles verändern: Emotionen, Reaktionen, Körper, Bewusstsein und Energieströme. In meiner Verzweiflung stürzte ich mich auf Zen. Ich war durch die Hölle gegangen, traumatisiert und in die Todeszelle gesperrt worden – für ein Verbrechen, das ich nicht begangen hatte. Wut und Empörung fraßen mich bei lebendigem Leibe auf. Die Behandlung, die ich tagtäglich erfuhr, ließ Hass in meinem Herzen wachsen. Je reiner jemand ist, desto mehr Licht scheint durch ihn hindurch. Wenn man das Schlechte hinausschwemmt, kann der Strom fließen wie das Licht durch eine Fensterscheibe. Durch diesen Prozess habe ich mir schon oft meinen Weg gebahnt. Jeder Tag, an dem ich aufwache, bedeutet, dass ich einen Tag näher an einem neuen Leben bin. Ich kann spüren, wie das jahrelang akkumulierte Programmieren und Traumatisieren von meinem Körper abschmilzt und eine aus früher Vergangenheit erinnerte Reinheit hinterlässt. Normalerweise habe ich zumindest eine ungefähre Vorstellung von dem, was ich – mit einem Kunstprojekt oder bei der Erforschung anderer Bereiche des Bewusstseins – zu erreichen oder zu erleben hoffe, aber diesmal fliege ich blind in diesem Strom, wohin er mich auch immer tragen mag. Ich fühle mich jünger als irgendwann in den letzten zehn Jahren, und Erinnerungen, die ich lange vergessen habe, sind jetzt wieder so nah, dass ich sie berühren kann.

Im Kino sind es immer die Mitgefangenen, vor denen man auf der Hut sein muss. Im wirklichen Leben sind es die Wärter und die Verwaltung. Sie geben sich alle erdenkliche Mühe, dir das Leben schwerer und stressiger zu machen, als es schon ist, als wäre es noch nicht genug, dass du im Todestrakt sitzt. Sie



können einen Mann ins Gefängnis sperren, weil er ungedeckte Schecks ausgestellt hat, und ihn dann so lange quälen, bis er gewalttätig wird. Ich wollte nicht, dass diese Leute die Macht hatten, mich zu verändern, mich innerlich zu berühren, bis ich so modrig und abgestanden wäre wie sie. Im Laufe der Jahre habe ich so gut wie jede spirituelle Praktik, jede Art von Meditationsübung ausprobiert, die mir dabei helfen konnte, nicht den Verstand zu verlieren.

Ich habe keinen Überblick mehr über die Zahl der Hinrichtungen, die während meiner Haftzeit stattgefunden haben. Ich glaube, es waren fünfundzwanzig bis dreißig. Ein paar der betroffenen Männer habe ich gut gekannt, und sie standen mir nah. Von anderen konnte ich schon den Anblick nicht ertragen. So oder so, bei keinem war ich glücklich, ihn auf diese Weise gehen zu sehen.

Viele Leute traten für Ju San Frank Parker ein und baten den Staat, ihm das Leben zu schenken, aber letzten Endes half alles nichts. Er hatte ein abscheuliches Verbrechen begangen. Frankie Parker war ein brutaler Heroinjunkie, der seine Exschwiegerväter umgebracht und seine Exfrau auf einer Polizeiwache in Arkansas als Geisel genommen hatte. Im Laufe der Jahre war aus ihm Ju San geworden, ein ordiniertes buddhistischer Priester der Rinzaï-Zen-Schule mit vielen Freunden und Anhängern. In der Nacht seiner Hinrichtung im Jahr 1996, kurz nachdem er für tot erklärt worden war, durfte sein Lehrer und spiritueller Ratgeber durch den Todestrakt gehen und die Verurteilten grüßen. Es war das erste Mal, dass ein spiritueller Ratgeber nach einer Hinrichtung die Erlaubnis bekam, mit den Häftlingen zu sprechen. Er berichtete uns, was Frankies letzte Worte gewesen waren und was er als Henkersmahlzeit gegessen hatte, und er schilderte uns die Hinrichtung.

Ich hatte mir im Fernsehen die Nachrichten über Ju Sans Tod angesehen, als jemand vor meiner Zellentür stehen blieb. Als ich mich umdrehte, sah ich einen kleinen, glatzköpfigen alten Mann in einem schwarzen Gewand und mit Sandalen an den Füßen, der eine Gebetskette in der Hand hielt. Seine wilden weißen Augenbrauen wucherten so unkontrolliert, dass sie aussahen wie Hörner. Es war, als habe er einen Schnurrbart über den Augen. Er wirkte eindringlich und konzentriert, als er sich vorstellte. Oft kommen protestantische Geistliche durch den Todestrakt, aber alle scheinen zu glauben, sie seien was Besseres als wir. Man merkt es schon daran, dass die meisten sich nicht mal die Mühe machen, einem die Hand zu geben. Kobutsu war ganz anders. Er schaute mir direkt und fest in die Augen und war anscheinend ehrlich erfreut, mich kennenzulernen. Es war seine persönliche Mission gewesen zu tun, was er konnte, um Ju San zu helfen, und nach der Hinrichtung war er ziemlich niedergeschlagen. Bevor er ging, sagte er, ich dürfe ihm jederzeit schreiben. Ich nahm ihn beim Wort.

Wir begannen eine Korrespondenz, und irgendwann bat ich ihn, mein Lehrer zu werden. Er war einverstanden. Kobutsu ist ein Paradox: ein Zen-Mönch, der Kette raucht, halbpornografische Witze erzählt und beifällig geile Blicke auf die weibliche Anatomie wirft. Er ist Heiliger, Jahrmarktschreier, Anarchist, Künstler, Freund und Arschloch in einem Gewand. Ich schloss ihn sofort ins Herz.

Kobutsu schickte mir Bücher über die alten Zen-Meister, unterschiedliche buddhistische Praktiken und kleine Karten, aus denen man Schreine falten konnte. Nicht lange nach Ju Sans Hinrichtung kam er wieder, um die Zeremonie der Zufluchtnahme für einen anderen Insassen des Todestrakts zu vollziehen. Die Zufluchtnahme ist das buddhistische Äquivalent der

christlichen Taufe. Man erklärt seine Absicht, dem Weg des Buddha zu folgen, vor den Augen der Welt. Es war eine schöne Zeremonie, die in meinem Herzen etwas anrührte.

Unter Kobutsus Anleitung fing ich an mit täglichen Zazen-Meditationssitzungen. Bei der Zazen-Meditation sitzt man still da, konzentriert sich auf nichts als seinen eigenen Atem und sein Ein und Aus. Anfangs war es eine Qual, still dazusitzen und eine Viertelstunde lang auf den Boden zu starren. Nach und nach gewöhnte ich mich daran, und ich konnte meine Sitzungen auf zwanzig Minuten pro Tag verlängern. Ich schaffte meinen gesamten Lesestoff ab und behielt nur Zen-Texte und Meditationshandbücher, und in den nächsten drei Jahren las ich nichts anderes.

Ungefähr sechs Monate nach der Zufluchtnahme des anderen Gefangenen kam Kobutsu zurück und vollzog die Zeremonie für mich. Die Magick dieses Rituals verzehnfachte meine Entschlossenheit zum Üben. Ich begann jeden Tag mit lächelndem Gesicht, und nicht mal die Wärter konnten mir etwas anhaben. Ich glaube, sie fanden es ein bisschen beunruhigend, einen Mann zu durchsuchen, der dabei die ganze Zeit lächelte.

Kobutsu und ich schrieben einander weiter Briefe und telefonierten auch miteinander. Die Gespräche mit ihm waren eine Mischung aus Ermutigung, Unterweisung, miesen Witzen und bizarren Geschichten von seinen neuesten Abenteuern. Durch die ständigen täglichen Übungen besserte sich mein Leben entschieden. Ein kleiner Buddha-Schrein aus Papier in meiner Zelle spendete mir Inspiration. Meine Zazen-Meditationssitzungen dauerten bald zwei Stunden täglich, und noch immer wollte ich weiterkommen. Diese so schwer fassbare Erleuchtung, von der ich so viel gehört hatte, hatte ich noch nicht erreicht, und ich sehnte mich verzweifelt danach.

Ein Jahr nach meiner Zufluchtnahme entschied Kobutsu, dass es Zeit für meine Jukai-Zeremonie war. Jukai ist die Laien-Ordination, bei der man die ersten Gelübde ablegt. Dabei bekommt man auch einen neuen Namen zum Zeichen dafür, dass man ein neues Leben anfängt und das alte abstreift. Nur der Lehrer darf entscheiden, wann man bereit ist, das Jukai zu empfangen.

Bei mir würde Shoda Harada Roshi die Zeremonie vollziehen, einer der größten lebenden Zen-Meister der Welt. Er war der Abt eines schönen Tempels in Japan, und er würde zu diesem Anlass nach Arkansas fliegen. Ich freute mich schon Wochen vorher so sehr auf dieses Ereignis, dass ich nachts kaum schlafen konnte. Am Morgen des großen Ereignisses war ich schon vor Tagesanbruch auf, rasierte mir den Kopf und bereitete mich darauf vor, den Meister zu sehen.

Kobutsu kam als Erster durch die Tür. Ich sah, wie das Licht auf seinem frisch rasierten rosaroten Schädel blinkte. Ich bemerkte auch, dass er seine gewohnten japanischen Sandalen zugunsten von knöchelhohen Tennisschuhen der Marke Converse aufgegeben hatte. Es war seltsam, diese Turnschuhe unter dem Saum seines Mönchsgewands hervorblicken zu sehen. Hinter ihm kam Harada Roshi. Er trug das gleiche Gewand wie Kobutsu, aber seins war in makellosem Zustand. Kobutsu hatte gelegentlich Senfflecken auf seinem, aber das schien ihn kein bisschen zu stören.

Harada Roshi war klein und dünn, aber auch eine eindrucksvolle Erscheinung. Seinem warmherzigen Lächeln zum Trotz hatte er etwas beinahe militärisch Förmliches an sich. Ich glaube, das erste Wort, das mir bei seinem Anblick in den Sinn kam, war »Disziplin«. Er schien über jedes menschenmögliche Maß hinaus diszipliniert zu sein, und das war eine große Inspiration für mich. Noch heute bemühe ich mich, so diszipliniert zu sein

wie Harada Roshi. Unter seiner Wärme und Freundlichkeit verbarg sich ein Wille aus massivem Stahl.

Wir wurden alle in den winzigen Raum geführt, der im Todestrakt als Kapelle diente. Harada Roshi sprach von dem Unterschied zwischen Japan und Amerika und von seinem Tempel daheim, und er erzählte, dass nur noch wenige Asiaten zum Lernen in den alten Tempel kämen; es seien jetzt überwiegend Amerikaner, die lernen wollten. Er sprach leise, rau und schnell. Japanisch wird normalerweise nicht als schöne Sprache beschrieben, aber ich war wie gebannt davon, und ich wünschte mir, ich könnte auch so poetisch und elegant klingende Worte hervorbringen.

Harada Roshi richtete einen kleinen Altar für die Zeremonie her. Das Altartuch war aus weißer Seide, und darauf stellte er eine kleine Buddha-Statue, eine mit kalligrafischen Zeichen bemalte Leinwand und eine Weihrauchschale. Wir alle streuten eine Prise von dem exotisch duftenden Weihrauch als Opfer in die Schale und schlugen dann unsere Sutra-Bücher auf, um mit den entsprechenden Gesängen zu beginnen. Kobutsu musste mir beim Umblättern helfen, denn die Wärter hatten mir Hand- und Fußketten angelegt. In der Zeremonie bekam ich den Namen Koson. Ich liebte diesen Namen und alles, was er symbolisierte, und schrieb ihn überallhin. Außerdem bekam ich mein Rakusu.

Ein Rakusu ist aus schwarzem Stoff, und man hängt es um den Hals. Es bedeckt das Hara, das Energiezentrum, das sich ungefähr zwei Fingerbreit unter dem Bauchnabel befindet – zwei schwarze Stoffstreifen und ein hölzerner Ring oder eine Schnalle. Genäht ist es in einem Muster, das aussieht wie ein Reisfeld aus der Luft, und es soll das Gewand des Buddha darstellen. Es ist der einzige Teil des Gewandes, den die Verwaltung mir im Gefängnis gestatten wollte. Auf die Innenseite hatte Harada Roshi wunderschöne kalligrafische Zeichen gemalt,

die bedeuteten: »Große Anstrengung führt unfehlbar zu hellem Licht.« Es war jahrelang mein kostbarster Besitz, bis zu dem Tag, an dem die Wärter es mir wegnahmen.

Das Gemälde auf dem Altar bekam ich auch. Die Kalligrafie bedeutet in der Übersetzung: »Mondstrahlen dringen bis an den Grund des Teiches, aber im Wasser bleibt keine Spur.« Ich hängte es stolz an die Zellenwand.

Ich hatte mich in das Reich des Zen gewagt, um meine negativen emotionalen Zustände in den Griff zu bekommen, und ich hatte weitgehend gelernt, sie zu beherrschen, aber jetzt ging ich meine Übungen noch aggressiver an. Wie ein Gewichtheber legte ich immer wieder ein Pfund mehr auf. An den Wochenenden dauerten meine Zazen-Meditationssitzungen jetzt fünf Stunden pro Tag. Ständig hatte ich meine Gebetsperlen in der Hand und sang meine Mantras. Jeden Tag übte ich mindestens eine Stunde lang Hatha Yoga, und ich wurde zum Vegetarier. Trotzdem erreichte ich keinen Durchbruch in meinem Streben nach der Kensho-Erfahrung. Kensho ist der Augenblick, in dem man die Realität kristallklar erkennen kann; viele Leute sprechen dabei von »Erleuchtung«. Ich sagte nicht laut, was ich dachte, aber allmählich kam mir der starke Verdacht, Kensho sei nichts als ein Mythos.

Ein Lehrer des tibetischen Buddhismus fing an, einmal in der Woche einen Besuch im Gefängnis zu machen, um interessierten Häftlingen Unterricht zu geben. Ich nahm an seinen Sitzungen teil; sie waren speziell auf die Bedürfnisse der Insassen des Todestrakts zugeschnitten. Eine Übung, die er mir und einem anderen Mann beibrachte, heißt Phowa. Sie besteht darin, dass man im Augenblick des Todes seine Energie durch die Schädeldecke treibt. Aber den lebensverändernden Augenblick, den ich anstrebte, erreichte ich nicht.

## ZWEI

Mit meinem Eintritt in die Schule wachsen meine Erinnerungen wirklich zusammen und bilden eine Erzählung. Ich kann mich noch an jeden Lehrer erinnern, den ich hatte, vom Kindergarten bis zur Highschool.

Meine Eltern, meine Schwester und ich zogen, wenn ich mich recht entsinne, 1979 in einen Apartmentkomplex namens Mayfair. Wir hatten eine Wohnung in einem Obergeschoss mit einer langen Reihe identischer Türen. Wenn ich zum Spielen draußen gewesen war, fand ich nur nach Hause, wenn ich durch jedes Fenster spähte, bis ich die vertraute Einrichtung sah. Meine Großmutter bezog ebenfalls eine Wohnung in diesem Komplex, eine Reihe hinter uns. In diesem Jahr kam ich in den Kindergarten, und daran erinnere ich mich gut.

Mayfair lag in einem heruntergekommenen Viertel von West Memphis, Arkansas, wenn auch noch nicht annähernd so heruntergekommen wie in späteren Jahren. Wir wohnten im schlechtesten Schulbezirk der Stadt, und gleich am ersten Tag stellte ich fest, dass ich eins von nur zwei weißen Kindern in der Klasse war. Das andere war mein bester Freund Tommy, der auch in Mayfair wohnte. Unsere Lehrerin war eine dürre Schwarze namens Donaldson, und ich hätte große Mühe, noch eine Erwachsene zu finden, die so voller Hass war wie sie. Zu den Mädchen war sie nicht so schlimm, aber anscheinend hegte sie eine glühende Abneigung gegen alle männlichen Kinder. Ich weiß nicht, wieso sie Lehrerin geworden war; anscheinend

zermarterte sie sich ständig das Hirn auf der Suche nach neuen und innovativen Formen der Bestrafung.

Ich war in diesem Alter sehr still, beinahe unsichtbar, und so gelang es mir, ihrem Zorn die meiste Zeit aus dem Weg zu gehen, aber zweimal bemerkte sie mich. Einmal erzählte ihr ein Mädchen – warum, habe ich nie verstanden –, ich hätte während des Mittagsschlafs die Augen offen gehabt. Jeden Mittag nach dem Lunch mussten wir unsere Matten herausholen, uns damit auf den Boden legen und eine halbe Stunde schlafen, während die Lehrerin uns allein ließ. Niemand wusste, wohin sie ging oder warum sie überhaupt wegging. Ihr genügte es nicht, dass wir still waren; sie wollte, dass wir schliefen, und sie erwartete, dass wir es auf Kommando taten. Eine von uns ernannte sie zur Klassenpetze, solange sie weg war, und diejenige durfte dann wie ein Gott am Lehrerpult sitzen und über alle anderen, die auf dem Boden ausgestreckt lagen, hinwegschauen. Auserwählt war immer ein Mädchen, niemals ein Junge.

Eines Tages also lag ich auf dem Boden, atmete Staub ein und hoffte, dass keine Spinne kommen würde. Nach einer halben Stunde kam die Lehrerin zurück und forderte das Mädchen am Pult auf, Bericht zu erstatten – wer geschlafen habe und wer nicht. Das Mädchen zeigte auf mich und sagte: »Er hatte die Augen offen.«

Ich hatte mich nicht von der Matte gerührt und keinen Mucks von mir gegeben, aber diese Lehrerin zitierte mich vor die Klasse und schlug mir mit einem Lineal auf die Hände. Es tat richtig weh, und dazu kam, dass ich diese Schmach vor allen Kindern über mich ergehen lassen musste, aber noch beängstigender und traumatisierender war der wütende Hass, mit dem sie die Strafe ausführte. Wild und erbost knirschte sie mit den Zähnen und grunzte jedes Mal, wenn das verfluchte Lineal auf meine Fin-



ger klatschte. Ich weiß nicht mehr, was ich falsch gemacht hatte – falls es überhaupt einen Grund gab –, als sie das zweite Mal Notiz von mir nahm. Aber an die Bestrafung erinnere ich mich, und diesmal traf es mich nicht als Einzigen. Wieder musste ich, diesmal zusammen mit zwei anderen Jungen, eine halbe Stunde lang vor der ganzen Klasse stehen und einen Stapel Bücher über dem Kopf halten. Alle drei standen wir mit hochgestreckten Armen da und hielten zitternd vor Anstrengung den Bücherstapel fest. Die ganze Zeit heulte sie uns wütend an und schrie: »Ihr werdet schon lernen, dass ich nicht mit euch spiele!«

So viel zum Kindergarten.

Zwei seltsame Ereignisse habe ich aus dieser Zeit meines Lebens in Erinnerung, aber beide kann ich nicht erklären. Die erste Sache passierte, als wir noch in Mayfair wohnten.

Eines Abends, als es dämmerte, hatte meine Mutter mir verboten, den Gehweg unmittelbar vor unserem Apartmenthaus zu verlassen. Als disziplinloser Heide, der ich war, machte ich mich eilig aus dem Staub, kaum dass sie außer Sicht war. Ich lief hinter die Häuser, wo ein riesiger Sandhaufen lag, und fing an, mit bloßen Händen ein Loch zu graben. Das war eine meiner Lieblingsbeschäftigungen in meiner Kindheit, und ich verbrachte viel Zeit damit. Wenn ich morgens aufgestanden war, aß ich eine Schale Frühstücksflocken, und dann leckte ich den Löffel sauber und nahm ihn mit. Ich buddelte nonstop den ganzen Tag. Unser Vorgarten sah aus wie ein Alptraum, und meine Mutter kam aus der Tür und rief: »Junge, mach diese Löcher wieder zu, bevor sich jemand den Knöchel bricht.«

An diesem Abend blickte ich von meiner Arbeit auf und merkte, dass es stockdunkel geworden war. Ich sah die Straßenlaternen in der Ferne, und die Nacht war totenstill. Keine

Grillen, keine Stimmen, keine Autos. Nichts als die Stille, die eintritt, wenn der Film aus ist und die Leinwand schwarz wird. Mir war klar, dass ich jetzt offiziell in Schwierigkeiten war. Ich klopfte mir den Sand von den Sachen und machte mich auf den Weg nach Hause.

Unterwegs musste ich an einer Stelle vorbeigehen, wo zwei Abschnitte des Gebäudes aneinandergrenzten und eine Ecke bildeten. Als ich das letzte Mal an dieser Ecke vorbeigekommen war, war die Wohnung dort leer gewesen. Jetzt war sie zwar dunkel, aber die Tür stand offen.

Drinne war es so dunkel wie in einer Art Vakuum. An den Türrahmen gelehnt und mit verschränkten Armen stand ein Mann in einer schwarzen Hose und ohne Hemd. Er hatte schwarzes schulterlanges Haar und beobachtete mich mit spöttischem Grinsen, als ich näher kam. »Wo willst'n hin, Junge?« Es klang amüsiert, aber auch so, als erwarte er eigentlich keine Antwort. Ich sagte nichts, sondern stand nur da und schaute ihn an. »Deine Mamma sucht dich. Du weißt, dass du Senge kriegst.«

Einen Augenblick später ging ich weiter. Als ich meine Mutter sah, hatte sie eine Gerte in der einen Hand und eine Zigarette in der anderen. Ich kriegte tatsächlich Senge.

Erst einen Tag bevor ich verhaftet und wegen Mordes vor Gericht gestellt wurde, dachte ich wieder an diesen Zwischenfall. Ich war achtzehn Jahre alt, und die Polizei hatte mir wochenlang ununterbrochen zugesetzt. Eines Tages nach dem Lunch fragte meine Mutter: »Willst du nicht dein Hemd ausziehen und dich in den Garten stellen, damit ich ein paar Fotos machen kann? Dann hätten wir Vorher-Nachher-Bilder für den Fall, dass die Polizisten dich verprügeln.« Ich nickte und ging ins Bad, um mir das Hemd ausziehen. Als ich in den Spiegel über dem Waschbecken schaute, fiel mir auf, dass ich genauso

aussah wie der Mann, den ich vor vielen Jahren in der Tür des dunklen Apartments gesehen hatte.

Als ich sieben oder acht Jahre alt war, habe ich einen Mann mit einem Kopfschuss gesehen, das war die zweite Sache. Wir waren gerade in ein Zweifamilienhaus in Memphis gezogen. Eines Nachmittags im Sommer hatten wir die Haustür offen gelassen, damit der Wind durch das Haus wehen konnte. Ich stand in der Tür und schaute hinaus zu meinem Vater, der im Vorgarten stand. Er hatte die Hände in den Taschen und starrte zu Boden, ohne wirklich etwas zu sehen. Ich beobachtete ihn schon eine ganze Weile, und er zuckte nicht mal mit der Wimper. In Gedanken war er eine Million Meilen weit weg, und der Himmel wusste, was er da tat. Das kam oft vor, aber diesmal war es doch anders. Es war wie ein Omen.

Wir hörten einen leisen Knall, wie aus weiter Ferne und kein bisschen wie die Schüsse im Fernsehen. Mein Vater sagte später, er habe es für die Fehlzündung eines Autos gehalten. Wir schauten uns beide gleichzeitig um und sahen einen Mann, der über die Straße auf uns zukam. Er hielt sich mit beiden Händen den Kopf und war voller Blut.

Mein Vater drehte sich zu mir um und schrie wie ein Ausbilder bei den Marines: »Los, los, los! Beweg deinen Arsch!« Ich zog mich ins Haus zurück, und mein Vater kam mir nach. Kaum hatte er die Tür geschlossen und verriegelt, rannte der Mann mit voller Wucht dagegen. Es gab einen mächtigen Aufprall – und dann nichts. Alles war still. Mein Vater stand da und starrte die Tür an. Meine Mutter kam dazu, und ihr Gesicht war erschrocken und fragend zugleich. Er erzählte ihr, was passiert war, und dann standen sie da und überlegten, was sie tun sollten.

Wir hatten kein Telefon, und deshalb beschlossen sie, meine Mutter solle durch die Hintertür hinaus und zu den Nachbarn

hinüberlaufen, um dort zu telefonieren. Das Problem war nur, dass die Nachbarn nicht aufmachten. Meine Mutter stand auf der Veranda, hämmerte an die Tür und schrie: »Wir brauchen Hilfe! Bitte lassen Sie mich telefonieren!« Es half alles nichts; die Nachbarn reagierten einfach nicht. Als nachher die Polizei kam, behaupteten sie, sie hätten gedacht, meine Mutter habe meinen Vater erschossen und wolle jetzt zu ihnen.

Inzwischen beschmierte der Mann alles mit Blut. Als die Cops mit einem Krankenwagen erschienen, war er vor unserer Haustür zusammengebrochen. Überall auf unserer Haustür und unserem weißen Kombiwagen waren blutige Handabdrücke. Der Krankenwagen fuhr mit dem Mann weg, und die Cops befragten meine Eltern. Meine Großeltern väterlicherseits, Doris und Ed Hutchison, holten meine Schwester und mich für die Nacht zu sich, damit wir so wenig wie möglich von der Saurei mitbekamen.

Von meiner jungen Seele prallte dieses Ereignis ab, ohne eine Spur zu hinterlassen. Am nächsten Tag konnte ich mit den anderen Kindern weiter meine kindlichen Spiele spielen, ohne ein dauerhaftes Trauma zu behalten. Wenn ich das Gleiche in meinem jetzigen Alter noch einmal erleben sollte, müsste ich wohl für den Rest meines Lebens in eine Therapie. Die Alpträume würden mir meinen kostbaren Schlaf rauben und mein Nervenkostüm zerfransen.

Ich kann nicht sagen, in welchem Augenblick ich anfang, meine Flexibilität zu verlieren, die Fähigkeit, verstörende Ereignisse unbeschädigt zu überstehen. Ich kann nur zurückblicken und sehen, dass ich sie nicht mehr habe. Vor Gericht zu stehen wegen eines Verbrechens, das ich nicht begangen habe, hat mich zweifellos ein wenig durcheinandergebracht, aber ich habe es mehr oder weniger intakt überlebt. Verstehen Sie mich nicht

falsch – ich habe Narben an Herz und Seele, Körper und Geist, die niemals richtig heilen werden. Aber ich habe überlebt. Ich bin nicht so sicher, ob ich das gekonnt hätte, wenn mir alles später im Leben widerfahren wäre. Ich halte es für durchaus möglich, dass ich durch den Schock und das Trauma gleich im Gerichtssaal tot umgefallen wäre.

Wenn ich nicht schon als Jugendlicher ins Gefängnis gekommen wäre, hätte ich mich niemals dort zurechtfinden können. Das Gefängnis an sich ist schon schlimm genug, aber es ist noch eine Million Mal schlimmer, wenn man weiß, dass man nicht getan hat, weshalb man jetzt hier ist. Diese Tatsache vergrößert und verstärkt den Schock und das Trauma weiter. Wie die Dinge jetzt liegen, bin ich an diesem Ort erwachsen geworden. Vielleicht hat mir das meine innere Flexibilität geraubt.

Ich nähere mich nicht mehr jeder Situation im Leben unvoreingenommen und lernbereit. Stattdessen komme ich daher wie ein wachsamer alter Mann, der Angst hat, schon wieder auf den Arsch geschubst zu werden. Ein alter Mann weiß, dass die blauen Flecken nicht mehr so schnell vergehen wie früher. Als Jugendlicher habe ich gelernt, weil ich neugierig war. Dabei habe ich gar nicht unbedingt ans Lernen gedacht; ich war eher wie eins von diesen Tierbabys, die man im Fernsehen sieht. Sie lernen eher durch Zufall, nur weil sie mit großen Augen und verspielt durch die Welt laufen. Jetzt horte ich Wissen, weil ich Angst habe. Ich denke mir, je mehr ich weiß, desto besser kann ich eine Situation in der Hand behalten und verhindern, dass mir noch einmal etwas zustößt.

Ich hasse es. Ich hasse die Symptome und Anzeichen des Alters, von denen ich jeden Tag mehr bei mir finde. Ich bin jetzt im selben Alter wie Hank Williams, als er starb. Unsere Situa-

tion und die Lebensumstände haben uns beide vor der Zeit alt werden lassen. Aber halten Sie mich nicht für zynisch. Ich glaube, die Sache ist umkehrbar. Ich glaube, mit Liebe kann man so gut wie alles reparieren. Mit Liebe und mit Eistee. Ich brauche bloß beides in größeren Dosen, als ich sie hier drin bekomme. Vielleicht wird jemand diese Ungerechtigkeit korrigieren und mich aus diesem Alptraum erretten. Bis dahin bleibt mir nichts anderes übrig, als mich weiter zu plagen wie bisher: »Heiliger Raymond Nonnatus, erhöre mein Gebet ...«

## DREI

Das Jahr, die Vorstellung davon, ist papierdünn geworden. Fast kann ich die Hand ausstrecken und mit dem Fingernagel ein Loch hineinreißen. Der Dezember kommt. Ich fühle, wie er aufwacht. Er bringt mir einen verzauberten Ort, an dem ich mein Haupt betten kann, und einen klareren Blick auf alles, was ich sehe. Es ist, als lege die ganze Welt ihren Festtagsschmuck an, und mit jedem Tag, der vergeht, habe ich eine weitere Meile durch die eiskalte Wüste zurückgelegt.

Als ich im zweiten Schuljahr war, beschloss eine Freundin meiner Nanny, das winzige Drei-Zimmer-Backsteinhaus in ihrem Garten an meine Familie zu vermieten, weil sie von ihrer Sozialhilfe allein nicht leben konnte. Rückblickend erscheint es mir äußerst sonderbar, dass jemand im Garten eines kleinen Vororthäuschens ein solches Gebäude hatte, das eher an einen Bunker erinnerte.

Jemand hatte elektrische Leitungen darin verlegt, und fließendes Wasser gab es auch, aber keine Heizung. Manchmal wurde es so kalt, dass das Wasser in der Toilettenschüssel zu Eis wurde. Damit wir nicht erfroren, heizte meine Mutter den Backofen auf und ließ die Tür offen. Wir hatten eine kleine Katze, die auf die offene Klappe sprang, sich dort behaglich zusammenrollte und schlief.

Nach einiger Zeit konnten meine Eltern ein tragbares Heizgerät borgen. Meine Mutter ließ mich und meine Schwester

morgens davorstehen, wenn wir uns für die Schule anzogen, damit wir uns nicht zu Tode zitterten. Eines Tages trat meine Schwester beim Anziehen rückwärts in das Heizgerät. Man konnte sie in der ganzen Straße schreien hören, ein lautes, wortloses Schmerzgeheul. Ich sehe meine Mutter noch vor mir, wie sie meine Schwester kniend umarmt und sie hin und her wiegt, während sie beide schluchzen. Als meine Schwester sich beruhigt hatte, untersuchte meine Mutter sie, und anscheinend war nichts Schlimmes passiert. Also schickte sie uns in die Schule.

Aber als wir am Nachmittag nach Hause gingen, waren Hemd und Hose meiner Schwester hinten ganz nass. Dort, wo sie die Heizung berührt hatte, waren im Laufe des Tages Blasen entstanden, und die waren allesamt geplatzt. Bei diesem Anblick fing meine Mutter wieder an zu weinen. Dieses Jahr war ein Jahr größter Armut für meine Familie.

Eines Tages, ungefähr eine Woche vor Weihnachten, gab es plötzlich große Aufregung, als drei ältere Männer in Anzügen mit Kartons und Tüten voller Lebensmittel vor unserer Tür standen. Ich glaube, es waren Logenbrüder oder Freimaurer, aber ich weiß es nicht mehr. Ich weiß noch, dass meine Mutter sie alle drei umarmte und ihnen dankte, während meine Schwester und ich ihnen wie hungrige Katzen um die Beine strichen und darauf brannten zu sehen, was für Leckereien in diesen Tüten waren. Meine Mutter weinte hemmungslos und umarmte die drei Männer immer wieder. Sie sagten nur, es sei gern geschehen, und verschwanden so schnell, wie sie gekommen waren. Das war unser Weihnachtessen. Mehr als einmal bekamen wir Geschenke von solchen Gruppen. Meistens war es die Heilsarmee.

Mein Vater war zutiefst beschämt, weil er solche Almosen annehmen musste. Das ist etwas, das männlichen Weißen im

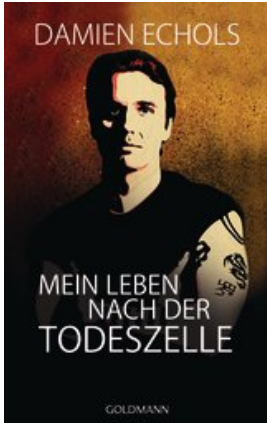


Süden eingebläut wird, sobald sie sprechen können: Nimm niemals etwas, das du nicht selbst verdient hast. Almosen zu akzeptieren verletzte meinen Vater auf eine Weise, die ihn an den Rand eines emotionalen Abgrunds trieb. Ich war zu klein, um es wirklich zu verstehen; ich wusste nur, dass mein Dad sich merkwürdig benahm und so heftig an den Fingernägeln kaute, dass es manchmal so aussah, als wolle er die ganze Hand in den Mund schieben. Inzwischen weiß ich, warum: Ein Mann, der Almosen nimmt, wird nicht als besonders männlich empfunden – vor allem nicht von sich selbst. Ein Mann mit zwei gesunden Armen und Beinen, der von der Wohlfahrt lebte, war nicht viel anders als ein Dieb, ein Lügner oder ein Vergewaltiger.

Ich glaube, letzten Endes war das der Grund dafür, dass die Ehe meiner Eltern nach und nach zerbrach. Die Last der Armut. Meistens denke ich um Weihnachten herum an diese Dinge – wahrscheinlich weil eine Tüte Bonbons in den Lebensmittel-säcken war, die die Männer uns brachten, und weil meine Großmutter sie immer »Weihnachtsbonbons« nannte.

Als ich älter wurde, lernte ich, mich meiner Armut ebenfalls zu schämen. Sie war demütigend, und ich tat, was ich konnte, um sie vor dem Rest der Welt zu verbergen. Ich entwickelte das überwältigende Gefühl, von allem ausgeschlossen zu sein. Wohin du auch schaust, siehst du Leute, die etwas haben, das du nicht hast, und das hat eine tiefgreifende Wirkung auf den Geist, besonders im Teenageralter.

Später empfand ich glühenden Stolz darauf, aus solchen Verhältnissen gekommen zu sein. Ich sehe die Leute, die mir Schreckliches angetan, die Lügen über mich erzählt, mich misshandelt und versucht haben, mir mein Leben zu nehmen, und ich weiß, sie hätten es niemals geschafft, sich über das alles zu erheben, wie ich es getan habe. Sie wären innerlich gestorben.



Damien Echols

## **Mein Leben nach der Todeszelle**

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 416 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
48 farbige Abbildungen

ISBN: 978-3-442-31340-2

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2013

Die ebenso schockierende wie bewegende Geschichte eines Mannes, der 18 Jahre in der Todeszelle saß.

Im Jahr 1993 wurden Damien Echols, Jason Baldwin und Jessie Misskelley Jr. – bald bekannt unter dem Namen „The West Memphis Three“ – für schuldig befunden, drei achtjährige Jungen ermordet zu haben. Baldwin und Misskelley erhielten lebenslange Haftstrafen, Echols wurde zum Tode verurteilt. In den folgenden Jahren wurden die „WM3“ weltweit zum Symbol für die Verfehlungen des amerikanischen Justizsystems und erhielten breite Unterstützung. In einer spektakulären Wende der Situation und aufgrund neuerlicher DNA-Tests wurden alle drei Männer im August 2011 entlassen. In seinem Buch schildert Damien Echols, der stets seine Unschuld beteuerte, was es bedeutet, 18 Jahre lang in der Todeszelle zu sitzen, und er erzählt, wie es ihm gelang, den psychischen wie physischen Terror, dem er ausgesetzt war, zu überleben.